

## Westfälische Kultur am Ausgang des 16. Jahrhunderts.

Das 16. Jahrhundert umfaßt das gewaltige religiöse Erleben des deutschen Volkes, das sein geistiges Wachwerden bedeutet, die Reformation. Aus ihr mußte sich mit innerer Notwendigkeit ein Aufstieg deutscher Kultur ergeben. Es ist bezeichnend, daß, während die Gebiete, die der Gegenreformation verfallen, lange Zeit ohne alle geistige Regsamkeit daliegen, die Führerschaft im deutschen Kulturleben dem Protestantismus zufällt. Damit verschiebt sich wenigstens im deutschen Norden das kulturelle wie politische Schwergewicht von Westen nach Osten. Das würde erklären, wie es kam, daß weithin die westfälische Kultur in keinem besonderen Ansehen stand, wenn man nicht wüßte, daß dieses geringe Ansehen sich schon aus älterer Zeit herschreibt. Wie man zu diesem Glauben kam, bleibe hier dahingestellt, wichtiger erscheint die Frage, ob dieser Glaube zu Recht bestand. Ist Westfalen ein deutsches Böötien?

Es soll hier nicht ein Gesamtbild westfälischer Kultur am Ausgang des 16. Jahrhunderts gegeben werden. Das würde im Rahmen dieser knappen Darstellung unmöglich sein; es sollen hier vielmehr nur gleichsam einige Stichproben gegeben werden, die aber bezeichnend sind. Wer um das Jahr 1600 nach Westfalen kam, fand, daß neben den weltlichen Gebieten, die ausnahmslos evangelisch geworden waren, auch die Länder des Krummstabs von evangelischen Gedanken und Anschauungen durchdrungen waren, ja teilweise ein blühendes evangelisches Kirchenwesen besaßen. Aber gerade um diese Zeit setzte hier die Gegenreformation ein. Davon soll jetzt nicht geredet werden. Es handelt sich uns vielmehr um den damaligen Stand der Kultur in Westfalen.

Das erste urkundliche Material zu unserm Thema verdanken wir einem Reisenden, der um jene Zeit in unser Land

kam und in Briefen beschrieb, was er sah. Diese Briefe sind indes ein Hauptzeugnis dafür, wie wenig den Quellen immer zu trauen ist. So geben sie auch hier keineswegs den rechten Aufschluß; aber an sie knüpft sich ein erbitterter literarischer Streit, und so fällt aus Rede und Gegenrede wohl doch ein zuverlässiges Licht auf die westfälische Kultur.

Im Jahre 1586 kam der belgische Gelehrte Justus Lipsius († 1606) in den oldenburgischen Teil des damaligen Westfalens. Er hatte als humanistischer Gelehrter einen Ruf, auch in Deutschland, wo er sich früher schon zu Studienzwecken aufgehalten hatte. Anders urteilte man über seinen Charakter. Man sagte von ihm: in Jena habe er sich als Lutheraner, in Leiden als Calvinist und in Löwen als Papist ausgegeben, er gehe eben den Weg der Chinesen, deren Religion stets die des Regierenden sein müsse (Luthardt, *Moralische Vorträge* S. 260). Daß er von großer Eitelkeit war, ist unbestreitbar. Das war die Schwäche vieler Humanisten, aber bei ihm war sie in besonderem Maße ausgeprägt. Und nun hatte einst das große Haupt aller Humanisten, Erasmus, in seinen *Colloquia* Beschreibungen deutscher Zustände veröffentlicht, die zumal auf die deutschen Gasthäuser die Fülle des Spottes häuften: sie seien schmutzig und verwahrlost, die Behandlung in ihnen sei grob, die Speisen ungenießbar — sie werden genau geschildert — die Sitten häuerisch und roh (vgl. Joh. Scherr, *Deutsche Kultur- und Sittengeschichte*, S. 270 f.). Wie sollte da nicht auch der redselige Nachfahre des großen Mannes in derselben satirischen Art seine Reiseerlebnisse zum Besten geben? Nur daß er sie anders als Erasmus auf Westfalen beschränkt! Er veröffentlicht seine vier Reisebriefe 1590 (Samelmann-Löffler I, 4, X f.). Er spöttelt immer und überall mit behender Zunge in flüssigem Latein, er übertreibt maßlos in karikierender Satire, wobei die Wahrheit nicht mitspricht; denn er will den Freunden daheim zu lachen geben. Er nennt die Einwohner Oldenburgs Suilli, Scrofae, Porcii, indem er die Wörter für Ferkel, Säue, Schweine leicht ändert und sie dadurch zu römischen Familiennamen macht. Er versichert: „das Barbarenland ist kein Barbarenland gegen dieses Westfalen.“ Er datiert: „aus einem Schweinestall, den sie Gasthaus nennen.“ Er spielt geradezu auf jene Schrift des

Erasmus an, wenn er sagt: „die Ekelhaftigkeit der Gasthäuser ist hier mehr als deutsch.“ An sich verdiente diese leichtgeschürzte Satire, die gar keinen Anspruch erhebt, mit der Wirklichkeit der Dinge etwas gemein zu haben, bei Darstellung der Kulturzustände Westfalens kaum Beachtung, als höchstens zur Charakterisierung des Dünkels, mit dem der damalige Humanist glaubte, alles richten zu dürfen, selbst aber von niemand gerichtet zu werden. Immerhin hat diese Schrift Antworten herausgefordert, die uns die Kulturzustände Westfalens in wahrerem Lichte zeigen, und vielleicht können auch die Briefe des Lipsius selbst nach den gehörigen Abzügen uns ihrerseits doch etwas sagen. Die ersten beiden Briefe sind kurz. (Vgl. Hamelmann-Löffler I, 4 IX seq.) Der dritte Brief geht genauer auf eine Schilderung der Zustände im Gasthause ein. Natürlich ist die Feder des Schreibers auch hier in die bitterste Galle getaucht.

„Ich lebe noch,“ schreibt er, „worüber ihr Ärzte euch wundern werdet. Erduldet habe ich nämlich auf dieser westfälischen Reise, was einst kein Zyniker oder professioneller Dulder geduldet hat. Alle menschlichen Übel haben mich gequält, die der Luft, des Wassers und der Speisen, Winde und Dauerregen, Speisen, die, ich will nicht sagen, barbarisch, sondern kaum menschlich sind. Meine Gesundheit kennst du und wie ich sie durch Auswahl der Speisen kräftigen muß. Aber in den Gasthäusern (so will ich sie einmal nennen, obwohl sie in Wirklichkeit Ställe, ja eher Schweineställe sind) wurde mir gleich beim Eintritt ein Becher riechenden, dünnen und oft vom frischen Kochen noch warmen Bieres aufgedrängt. Zurückweisen darf man ihn nicht, wenn man nicht hinausgeworfen werden will. Das ist der Vorschmack (Vorgericht), und beim Feuer muß der Trunk mit einigen Fuhrleuten und Schweinehirten öfter wiederholt werden, indem man sich bei jedem Trunk feierlich die Hände reicht. Inzwischen wurde der Tisch gedeckt. Ich will nichts vom Tischtuch (oder Mundtuch: mappa) sagen: du kennst das. Schon brannte ich auf's Essen; aber ach, zuerst kam ein Gang von dickem fetten und noch dazu rohen Speck. Mein armer Magen! Was sollte ich tun? Anderes zu fordern gab's nicht. Ich spiele also den Zuschauer und schweige und breche einige Bissen

Brot. Wäre es nur Brot gewesen! Aber wahrhaftig, wenn du die Farbe, das Gewicht und das ganze Aussehen gesehen hättest, ich schwöre dir, du hättest einen Meineid darauf geleistet, daß es gar kein Brot sei. Es war schwarz, sauer und zu einer Masse geformt, die vier bis fünf Fuß lang war. Ich hätte sie nicht heben können. Plinius lag mir im Sinn, der von diesem oder einem Nachbarvolk schreibt, es sei ein elendes Volk, das seine Erde verbrenne. Ich sage wahrer, es ist ein elendes Volk, das seine Erde isset. Aber höre die andern Gänge. Nach langem Warten kommt das Hauptgericht: eine große Schüssel voll geschnittenen Kohls. Eine Brühe steht darüber — wie giftig sieht sie mich an — (Lipsius spielt hier mit den Worten jurulentus und virulentus, was deutsch nicht wiederzugeben ist) von fingerdickem Schweineschmalz. Diese Ambrosia essen meine Westfalen nicht — nein, sie verschlingen sie. Mir aber wird bei dem allen übel, und ich hungere. Zuletzt ziehe ich einige Rosinen aus der Tasche, die ich langsam mit Brot esse. Das hat Übelnehmen und Auseinandersetzung zur Folge. Aber ich will lieber Wirt und Gäste erzürnen als meine Gesundheit schädigen. Endlich flüsterte ihnen mein Diener etwas von meiner Krankheit zu. Der letzte Gang war Käse, der so faul war, daß er zerfloß. Dennoch halten sie ihn so hoch, wie das Gehirn Jupiters.

Das gab's auf dem Lande, in den Städten nicht viel Besseres, nur daß hier Fische vorgesetzt wurden, die in Norwegen durch Salz und Wind gedörst werden. Aber das Brot war von demselben Weizen. Diese Speisen habe ich zu essen, ja zu verdauen gelernt, und wenn ich jemals zurückkehre, wirst du einen Mann sehen oder vielmehr einen Strauß, der gelernt hat, Eisen zu verschlingen.

So ist's bei Tische. Willst du vom Bett etwas hören? es ist völlig auserlesen. (Wortspiel: lectum, electus.) Die Betten stehen meist in Reihen auf beiden Seiten. Neben ihnen Kühe, Pferde, Kälber, darüber Küken und Hennen, darunter (ich rede die Wahrheit) die Schweine. Nach Kissen und Laken frage lieber nicht. Unsere Bettler haben bessere und reinere Decken und Matratzen. Daher habe ich acht Tage lang meine Kleider nicht abgelegt. Und nun die schöne Zugabe: Zwei Nächte

schief ich auf offenem Schiff oder Nachen auf dem Huntefluß unter freiem Himmel bei regnerischem und windigem Wetter. Nach dem allen lebe ich noch.

Da hast du Scherzhaftes: was sollte mir besser gefallen zu deinem Geburtstag? Denn über Krankheit werde ich dich nicht um Rat fragen. Übel möge sie zugrunde gehen auf dieser übeln Reise. Lebe wohl, dasselbe wünsche ich meinen Kollegen Holmann, Beimas, Bontius. Emden, 1. Nov. 1586."

Der letzte Brief ist kurz. Aus ihm sei nur noch die Klage erwähnt, daß er in dem „Nestchen“ Oldenburg bei „Halbmenschen“ zurückgehalten werde.

Das also sind die Briefe, die Westfalen in Harnisch brachten. Als erster ergriff der Osnabrücker Joh. Dömann das Wort dagegen. Er war 1606 Syndikus der Hansa und machte als solcher die bekannte Reise durch Westfalen nach Spanien mit, über die Seiberß (Quellen zur westfäl. Geschichte II, 422) berichtet. Da diese Reise über Belgien ging, hat Dömann ausprobieren können, ob die belgische Gastfreundschaft besser als die westfälische war.

Dömann weist die spöttischen Bemerkungen zurück, indem er seinerseits die Zustände in Westfalen schildert, wie er sie sieht, und er kann sich auf glaubwürdige Zeugen berufen, wie David Chytraeus in Rostock. Er kennt die volkreichen Städte Westfalens; er lobt die Einfachheit der Sitten; er beruft sich auf die zahlreichen Humanisten in Westfalen, Lipsius lasse sie nur aus konfessioneller Beschränktheit nicht gelten. Wenn aber der Gegner sich wundere, daß er trotz seines Aufenthalts in Westfalen noch lebe, so sei das in der That wunderbar, da nur „ein wahrhafter Mund durchs ganze Land gehe“, wie das Sprichwort sage. Und wenn er spotte, daß man sich beim Trunk die Hand reiche, so sollte er sich lieber dieser altgermanischen Sitte freuen, die schon Tacitus bezeuge, und die ein Ausdruck der Treue sei, die in der rechten Hand wohne. Das Schwarzbrot aber lobt Dömann, nur sei es höchstens zwei Fuß lang. Die Behauptung, Lipsius habe vier oder fünf Fuß lange Brote gesehen, sei eine drei Fuß lange Lüge.

Diese Schrift Dömanns erschien 1591 und zwar in kürzester Frist schon in zweiter Auflage, ein Zeichen, wie Lipsius die Gemüter erregt hatte.

Außer Dömann ergriff auch Hamelmann, dieser begeisterte Westfale, das Wort für sein von Lipsius geschmähtes Vaterland. Er hatte dazu doppelte Veranlassung: denn jene Schmähungen galten nicht nur Westfalen, sondern gerade dem Teil Westfalens, in dem er als Generalsuperintendent an der Spitze der Kirche stand, dem oldenburgischen. So ließ er auch eine doppelte Apologie für Westfalen erscheinen.

Die erste Apologie. (Vgl. Wasserbach, Lemgo 1711, S. 1382—1408.) Löffler drückt sie in seiner Ausgabe (I, 4, XII) nicht ab, sondern geht mit einer kurzen Bemerkung an ihr vorüber. Sie sei „eine Art Ergänzung zu Dömann“, indem er besonders für Oldenburg eintrete. Vielleicht war aber gerade das wichtig, denn eben in Oldenburg hatte Lipsius seine Bekanntschaft mit Westfalen gemacht und in Oldenburg war Westfalen angegriffen, so mußte es auch hier verteidigt werden. Hamelmann folgt also mit Recht den Spuren des Angreifers, wenn er Oldenburg verteidigt und damit Westfalen.

Daß Hamelmann gerade es war, der den Handschuh aufnahm, der Westfalen hingeworfen wurde, war ganz natürlich. Er hatte zeitlebens um Westfalen geeifert, seiner Heimat Ehre war durchaus die eigne; jeden Schimpf, der Heimat zugefügt, empfand er als einen Schlag in das eigne Gesicht. Und das war der Triumph seines Landes, — wie er die Dinge auffaßte — daß die neue Bildung, die damals im Humanismus der Welt aufgegangen war, eigentlich aus Westfalen aufgegangen sei und Westfalen ihre Träger gewesen seien (vgl. 2. Apologie, Ham.-Löffler I, 4, 47). Und nun kommt hier einer und spöttelt: Barbarenland ist kein Barbarenland gegen dieses Westfalen, das aufs allertiefste in Unkultur, bäurischem Wesen, Schmutz versunken ist. Das war ein Griff nach seinem Herzen, griff ihm nach der Krone, war unleidlich.

Man kann es doch verstehen, wenn er wie Hutten, ja wie Cäsar auffährt und sagt (Wasserbach S. 1385): *Jacta est alea; pro aris focusque pugnandum*, der Würfel ist gefallen; für Altar und Herd ist zu kämpfen. Da wirft er das Bedenken, das ihm aus seinem Alter und aus dem Bewußtsein seiner Schwäche im lateinischen Ausdruck aufsteigt — ich halte die Betonung seines *rudis stylus*, schlechten Stils für durchaus

echt — entschlossen beiseite und greift zur Feder und schreibt seine Verteidigung zur Ehre seiner Heimat. Denn es gilt:

Omnia si perdas, famam servare memento,  
qua semel amissa postea nullus eris.

Wenn du auch alles verlierst, bewahre dir nur deine Ehre;  
denn wenn sie du verlierst — nichts fortan bistu selbst.

Gewiß, Lipsius kann in Privatbriefen schreiben, was er will; aber darin, daß er die Briefe mit diesen frechen Witzeleien veröffentlicht, gar wie Hamelmann glaubt und wohl auch glauben mußte, in kurzer Zeit drei- oder viermal, das tut's ihm an. Diese Geringschätzung kann er nicht ertragen. *Spongia contra aspersiones Justi Lipsii*, Schwamm gegen die Kotspritzen des Lipsius nennt er seine Apologie (Wasserbach S. 1387).

Und nun geht er ähnlich wie Dömann, indem er doch nicht wie dieser den einzelnen Behauptungen des Gegners folgt, sondern sich unabhängiger hält, auf die Sache ein. Er rühmt nicht nur den Kriegsrühm der Oldenburger Grafen, sondern auch — und darauf kam es allerdings an — ihre Kultur und Lebenshaltung (Wasserbach S. 1391), ihr Verhalten zu Wissenschaft und Kunst, auch die Bibliothek, die sie gegründet haben (Wasserbach 1402) — dafür hat er immer ein besonderes Herz gehabt — überhaupt den Reichtum geistigen Lebens, ihre Zucht und gute Sitte. Das alles mußte ja für ihr Land vorbildlich sein. Und war die beste Antwort auf die Halbmenschen (*semi-homines*), die Lipsius in Oldenburg gefunden haben wollte.

Aber auch die Stadt schildert H. als ein blühendes Gemeinwesen (Wasserbach S. 1395). Kaum 10 Städte Belgiens seien mit Oldenburg zu vergleichen. Und Armut finde sich in Brabant auch — Hamelmann ist selbst dort gewesen, als er denen in Antwerpen ihr Kirchenwesen einrichtete —. O wie würden dort viele nach einer Schüssel mit geschnittenem Kohl, zumal wenn Schweinefett damit vermengt sei, die Hände ausstrecken! Auch dem Brot widmet H. einen längeren Abschnitt. Jene 4—5-füßigen Brote, von denen Lipsius gesprochen, könnten nur nach kleinen Kinderfüßen gemessen sein (Wasserbach S. 1396). Die Bürgerschaft der Stadt aber sei ausgezeichnet durch ihren Gewerbefleiß und Handel, der sie auf der schiffbaren Hunte

bis auf das hohe Meer führe. Von ihrem Reichtum zeugten die schönen Häuser der Stadt. An guten Gasthäusern fehle es auch nicht, die mit allem Zubehör aufs beste ausgestattet seien und schon deshalb damit ausgestattet sein müßten, weil durch den fürstlichen Hof wie durch den Handel viel vornehme und reiche Gäste nach Oldenburg kämen (Wasserbach S. 1399 f.). An Geistesbildung stände die Bürgerschaft keiner andern nach. Man finde in ihr solche, die der lateinischen Sprache mächtig seien. Kirche und Schule blühten. Fünf Pastoren seien da, von denen einer ein Landsmann des Lipsius sei, und vier Lehrer an der gelehrten Schule. Die Frömmigkeit sei aufrichtig. In großen Scharen dränge sich das Volk zu den Gottesdiensten. Zucht und gute Sitte seien im Schwang: auch jenes Händeschütteln beim Trank sei uralte deutsche Sitte und Symbol gegenseitigen Vertrauens (Wasserbach, S. 1400). Die Frauen seien ehrbar und anmutig (Wass. 1398). An anderer Stelle erzählt er auch von ihrer Tapferkeit. Aber das ist nun eine Tugend, die er an Lipsius nicht zu rühmen weiß — der alte tapfere Mann. Lipsius hatte geschrieben: meuterndes Kriegsvolk umgäbe ihn überall und zwingt ihn, in Oldenburg zu bleiben (Ham.-Löffler I, 4, X). Hamelmann sagt: „Das lügst du, denn kein Soldat hat die Grafschaft betreten, du hättest reisen können, wohin du wolltest, wenn du nur etwas constantia in dir hättest.“ Lipsius hatte nämlich ein Buch de constantia geschrieben (Wasserbach S. 1435). Indes scheint H. hier dem Gegner unrecht zu tun, denn er selbst sagt (Oldenburg. Chronik S. 429 f.), daß „2000 Reuter und zwei Regimenter Knechte am 1. Okt. 1586 allhier in der Nachbarschaft bei Wildeshausen und der Bechte“ wegen der Nichtauszahlung von Sold gemeutert hätten. Nun gehörten zwar beide Orte nicht zu Oldenburg, lagen aber doch dicht an der Grenze, und ihre Nähe mochte für einen einfachen Reisenden bedenklich genug sein.

So glaubt H. ein Recht zu haben, über den constans Lipsius zu spotten (Wasserbach S. 1405) und bleibt bei seinem Urteil, dieser Justus Lipsius ist ein injustus und bittet zum Schluß mit frommer Gebärde, Gott wolle den Spötter bekehren und ihm ein reuiges Herz geben.

Die zweite Schrift Hamelmanns, *Apologia altera*, ist veröffentlicht von Löffler (*Hamelm.* I, 4, 42—66, vgl. dazu S. XIII). In ihr spricht er noch einmal seinen treibenden Beweggrund aus:

Nescio, qui<sup>1)</sup> natale solum dulcedine cunctos  
ducit et immemores non sinit esse sui.

(*Ham.-Löffler* I, 4, 46.)

Mit süßem Zwange bindet an sich der Heimat Boden  
unvergeßlich ist er allen, wo wir auch sind.

Diese zweite Apologie ist eine Ergänzung der ersten. Hat H. in der ersten aus dem eigenen Herzen geschöpft, so fügt er in der zweiten Zeugnisse anderer bei, die seine Ansicht bestätigen. Und wenn er vielfach aus der früher von ihm herausgegebenen *oratio de quibusdam Westfaliae viris scientia claris* schöpft, so kann das nicht wunder nehmen. Er schrieb für seine Zeitgenossen, denen es wohl nötig war, an diese Schwurzeugen für Westfalen erinnert zu werden, und nicht für eine spätere Zeit, der daran gelegen hätte, mehr von diesen Männern zu hören. Und wenn er sich gelegentlich irrt, so ist er doch guten Glaubens. Und wenn er den David Chytraeus (es ist nicht Nathan Chytraeus, wie Löffler [*Zeitschrift für rheinisch-westf. Volkskunde* 4. Jahrg. 1907, S. 164] fälschlich sagt. Nathan Chytraeus war ein Bruder Davids und Professor in Bremen, vgl. Loesche in *Realenzykl.* 4, 114, 16, und Dichter des Liedes: *Hilf Gott, mein Herr, wo kommt's doch her*; vgl. *Fischer, Lexikon* I, 300) zum Zeugen in Dingen aufruft, die Chytraeus erst von ihm hat, so muß ihm Chytraeus eben ein Zeuge sein für das Vertrauen, das er selbst genießt.

So mag dem „*emeritus miles*“, dem alten Soldaten, wie Hamelmann sich hier nennt, diese zweite Apologie eben doch als ein notwendiger Nachtrag zu der ersten erschienen sein.

Lipsius konnte nach dem allen nicht anders — schon um seines eignen Rufes willen — als auf die Entgegnungen seiner Gegner seinerseits zu erwidern. Wenigstens auf die Schrift Dömanns hat er in einem Briefe an Jakob Monavius vom Januar 1592 geantwortet (*Hamelm.-Löffler* I, 4, XIV f.). Er sucht sich herauszureden, so gut er kann: Jene Briefe enthalten

<sup>1)</sup> qui = wie doch.

allerdings improvidos jocos unvorsichtige Scherze. Aber er habe doch nicht über die Westfalen gespottet, sondern über die Zustände bei ihnen. Ihrer Tugend und Kraft habe er nichts abgezogen, über ihre Bildung und äußere Lebenshaltung habe er geredet, die sie wohl selbst nicht für fein erklären würden. Aber das ist's ja gerade, was die Westfalen verletzt hat, und wie kann er die Bildung einem Menschen absprechen und behaupten, nicht gegen ihn selbst zu sprechen? Er fühlt es selbst, deshalb setzt er offen das Bekenntnis hinzu: *atqui nefas illa tangere*, gleichwohl war es Unrecht, jenes zu berühren; auch habe er nicht verletzen wollen, und er scheue sich nicht, öffentlich zu revozieren. Wenn man aber behauptete, er habe die Deutschen allgemein beleidigen wollen, so sei das gewiß nicht wahr. Sie sind „unsre Eltern und Vorfahren“, denn „wir Belgier stammen meist von ihnen und obwohl wir nach der Lage unsres Landes Gallier sind, so sind wir doch nach Abstammung und Blut Sachsen und nennen uns freudig und gern Niedersachsen.“

Das ist doch keine *aliqualis excusatio*, eine Art von Abbitte, wenn er auch auf die Einzelheiten seiner Briefe nicht eingeht, sondern eine regelrechte Revokation. Auch hat er die Briefe in neuen Ausgaben nicht wieder abdrucken lassen. Daß trotzdem der Stachel in westfälischen Herzen blieb, ist verständlich.

Wer von den Streitenden recht gehabt hat, darüber besitzen wir glücklicherweise eine Fülle von authentischem Material. Wenn Lipsius an den Umgangsformen Anstoß genommen hatte, nun es gab schon damals „Sittenbüchlein“, die den guten Ton und feine Manieren im Umgang mit Menschen lehrten und die durch ihr bloßes Dasein schon beweisen, daß man gute Sitten wohl zu schätzen wußte.

In Wigands Archiv für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, 1831, Bd. 4, S. 315—325 findet sich ein „Sittenbüchlein“ abgedruckt, das aus dem 15. Jahrhundert stammt und gute Sitten lehrt. Es hat die Überschrift: „Dit is Hovescheit“ und ist einer Handschrift des Klosters Bursfelde entnommen, dessen Bedeutung weit in Westfalen hineinreicht und das eine Gründung Korvens ist. Das Wort „höfisch“, heute „hübsch“, heißt natürlich fein. Das Büchlein ist eine Belehrung über anständiges Be-

nehmen und gute Formen im Verkehr mit Menschen und zeigt, was man damals in Westfalen von einem gut erzogenen Menschen erwartete. Vielleicht geben noch heute die Vorschriften manches zu denken. Hier kann nur ein Auszug gegeben werden.

„Wenn du kumpst zu Heren Tafelen, so schullen dine Hande vor all reine wesen, dat du dar nicht darvest stahn und schurest dine Hande, alse eyn Prester, wann he eyn Kind heft gedoft. Du schalt den Binger nicht steken in den Mund“ die Zähne zu reinigen; bedarfst du dessen, „dat schalt du na oder vor dohn, wenn du allene bist. Dine Nägeln schullen wesen reyne, gesneden, du schalt dine Nägel nicht over Tafelen oder vor den Lüden sniden, sondern wenn du allene bist. Wann du kumpst to der Tafelen, du en schalt di nicht sulver setten boven ander Lude; dar man dy het sitten, dar sette dy. Du schallt nicht mit den Ellenbogen hangen up der Tafelen, also ein Münter (Münzer), de Pennyge bred (prägt). Du schallt ok nicht dat Kne over dat ander hängen, und de Hand under de Kne; du schallt de Böte und de Beyn nicht verne van dy streken also ein Schütte, de dat Armborst spannen will. Du schallt nicht die Hände under de Arm slan alse eyn Vischer, dem de Hände vresen (frieren).“ Über die rechte Art zu trinken gibt es eine Fülle von Vorschriften: „Böre den Becker up mit beiden Händen, du schallt nicht drinken alse eyn Buhrmann, de den Wagen smert. Du schallt nicht in den Becker pusten alse de Kok in de Kohlen, auk nicht drinken, de wile du Spise in dem Munde hast, alse eyn Kind, nicht lut drinken alse eyn Osse, nicht klucken mit dem Halse alse eyn Perd. Sup stilleken alse eyne Junkfrowe. Du schallt nicht to deger (zu schnell) ut supen alse eyn Köster; nicht de Nesen in den Becker hengen, alse eyn Swin“, auch nicht dich betrinken „alse ein Rutze (Russe). Du schallt wischen de Nese oder den Mund, wenn du drunken heft.“ Auch manierliches Essen wird gelehrt. Und danach scheint die Tischgesellschaft aus gemeinsamen Schüsseln gegessen zu haben, denn „dewyle din Kumpan de Hand in der Schottelen hefft, schallt du dyne dar nicht to benden. Wann de Schottelen stent to der luctern Hand, so schallt du eten mit der vorderen Hand; wann se stent to der vordern Hand, so et mit der luctern, so stößtu dinen Kumpan nicht, de mit dy et. Wat vor dy liggt

in der Schottelen, dat schallt du nehmen; du en schallt nicht over tasten und nehmen, wat vor dynen Kumpan liggt. Du en schallt den Knoeken nicht nagen alse eyn Hund, auk dat Mark nicht utsupen (utsugen), nicht over beide Wanghen eten alse ein Ape, nicht schmackende (schmazend) eten alse eyn Mastwin. Du en schallt eyn Ey nicht denlen, giff et dinem Kumpan ganz oder et et allene. Du en schallt ennen Appel nicht alleyne eten, sunder snyt den mitten twe. De ene Helfte dele du an twe Stücke und giff in beyden Siden, de by dy sitten, sulwen behalt den besten Depl(!). Wann du sulf ander eyn Brod hest, so dele dat like und lat dynen Kumpan kessen. Wultu eyne Beren schellen, da schalltu beginnen by deme Stele, den Appel by der Blome; du schallt nicht alle Knustlok (Knoblauch) eten, dat du nicht en stinkest alse eyn Jode. Du schallt din Gordel lösen, ehr du an de Tafelen gahst und nicht over der Tafelen.“

Das Brot soll man bei Tafel eigentlich in der freien Hand schneiden. Da aber dabei Unglücksfälle geschehen sind, so „gaf de Borste Orloff, dat eyn juwelk sin Brot moste snyden vor der Borst. Du schallt endlich (endlich = schnell) sin an dine etende, up dat ander Lude nicht dorven diner wachen, de Tene noch Nesen nicht wischen mit dem Tafellaken. Du schallt de Bottern nicht kleven mit dem Daumen up din Brot als eyn Brese (Frieze).“

Auch für die Unterhaltung gibt's gute Mahnungen: „Du schalt spreken, wat gut is, van geystliker und guder Lehre, aber neyne lange Rede spreken, nicht spreken, dewyle eyn andrer sprikt; nicht van Lüden spreken, denn dat beste. Sprikt ein andrer wat lofes van synen Neven-Christen, schaltu one entschuldigen. Du schallt des Wirtes Spis nicht strafen, können Spott verstahn, nicht lut schallen alse eyne Echster (Elster), nicht lachen alse eyn Dor, sunder selden, kord und sachte, alse eyne Junkfrowe.

Wur du wanderst, hebbe jo dine Tucht bi dy an dinem Gahende, an dinem Stahende, an dinem Sittende, an dinen Worden, an dinen Ogen, an dinen Handen. Wann du wur geihst, du schallt nicht umme gappen, alse eyn Rehbock. Du schalt keine stolte Trede hebben, alse eyn Pawe (Pfau). Du schalt

nicht gahn wackeln alse eyne Goes. Wann du stehst, so schaltu eynen Bot by den andern setten mit Tucht. Du schalt dine Hände stille holden: du schalt nicht spelen mit den Händen alse eyn Kind, du en schalt nicht das Gordel umme den Bingers slingen alse eyn Worstmaker. Wann du mit weme sprekest, so schaltu nicht vel hosten und kauweren alse Iacressien (kauen Lakritzen?) vor den Lüden. Wenn dy ein Hoste kumpt, so schaltu to Hand ut warpen; du schalt dat nicht lange in den Munde holden, werp et snelliken ut, tret dar up und wes nicht unardig in dinen Seden. Wann du geihst in eines andern Mannes Hus, wu du de Doren vindest, also schaltu se laten. Bindestu de Doren to, so do se weder to; vindestu de Dore open, lat se open, et en sy, dat et dy worde gehenten. Du schalt dy nicht setten twischen den Wirt und Wirtinne, noch öhre Dochter, noch andre Bruwen nicht all tovele an syn. Holt dine Tucht an dinen Ogen. Wente dat Oghe is ein Bode des Hartens. Dat Auge is eyn Biand der Sele. Wultu vel gabben (gaffen?), de Lüde mogen des wol lachen, doch so hebben se dy vor eynen Gabbert. Du en schalt to den Dingen nicht antworten, ern du gevragt warst. Du schalt antworten wisliken, mit Doren nicht vel spreken, to dorliken Braghden nicht vel antworten, van unbegripeliken Dingen nicht vel spreken. Wolde dik ein Dore von unbegripliken Dingen vragen, segge ome, dat he einen wiseren Man vrage. Will he nicht aflaten, wolde dy eine Dore vragen, wu grot eyne Sele sy, so vrage en weder, wy grot sin Wjsheit sy. Wolde he dy denne vragen, wu vele Selen up eynen Nagel sitten konden, so sprek: eyn Dore mag mer vragen, denn teyn Wjse berichten moghen.

To Paris was eyn rike Mann, de ging up de Straten welich und vett und verbulgens Modes. Do quam ome eyn arm Pape to Mote, de was hungert und mager und armelik Gestalt. Den begann de rike Man to bespottende: Herr Pape, wu sind gy also gestalt, alse de yene, de von dem Düwel kumpt ut der Helle. Do sprach de Pape: Gy sint gestalt, alse de yene, de to dem Düwel geht in de Helle. Do dat jene hörde, do ward he verfürd und en wußte nicht mehr, wat he spreken wolde.

Du en schalt ok nicht vel spreken mit den Joden van dem Christenglauben. Eyn Jode vragede ennen Papen, wie kann drei eins sein, do sprek de Pape, wu mag dat kommen, dat du enn bist und bist doch dree? Du bist enn Minsche, dat is en; du bist enn Jode, dat sind twe; du bist ein recht Schalk, dat sind dre. Do ward de Jode verstört und konde nicht mehr vragen.“

Diese Mahnungen an den guten Ton im geselligen Leben stimmen durchaus mit dem zusammen, was wir von ästhetischem Empfinden der Vorfahren zu jener Zeit wissen. Leicht kann jeder, der will, sich von ihrem Schönheitsinn und Kunstverständnis überzeugen. Wir haben noch hier und da alte Städte in unserm Lande, die, weil der Strom des Verkehrs in der Neuzeit an ihnen vorüberflutete, den alten Charakter ihrer Straßenzüge, ihrer Häuser und Kirchen, ihrer Wälle und Tortürme bewahrt haben. Das lippische Lemgo war nie eine große Stadt; aber aus dem 16. Jahrhundert hat es sich ein Rathaus bewahrt, das, ein Edelstück deutscher Baukunst, beweist, daß Westfalen sich damals wie ganz Deutschland „in glänzender aufsteigender Entwicklung des Kulturlebens“ befand (Hermelinck in Krüger, Handbuch der K.-Gesch. III, S. 16). Wer etwa, wie jener Amerikaner, von dem man sich in Lemgo erzählt, im Kraftfahrzeug durch das Land von einer Kunststätte zur andern, von Köln nach Hildesheim fährt, und in Lemgo zufällig durch einen Unfall seines Fahrzeugs unfreiwilligen Aufenthalt nehmen muß, dem mag es auch wie jenem gehen, daß er gelangweilt durch die stillen Straßen bis auf den Marktplatz geht; da aber — seine Augen weiten sich und leuchten hell auf! Was er sieht, ist ganz unerwartet: er sieht das Rathaus, das stolze Bild des kultureichen 16. Jahrhunderts!

Dieses Rathaus! In der Mitte seiner langgestreckten Front erhebt sich in dem rötlichen Sandstein des Landes ein hoher gotischer Giebel mit Absätzen, Fialen, Wappen. Auch er mag dem 16. Jahrhundert entstammen; denn die Gotik hielt sich hier lange. Rechts von ihm durch schmucklosen Mittelbau getrennt ragt der Erker der Ratsstube in zwei Renaissancegiebeln auf, ihm entspricht zur Linken der zweistöckige Erker der Ratsapotheke, „ein Werk der in das Barocke gesteigerten

Rennaissance von hohem Reiz" (Sonnen, Weserrenaissance S. XXXV). Im obersten Giebelfelde grüßt das Stadtwappen der Rose, gehalten von den Lemgoer Wappenhältern, einem Löwen und dem Vogel Greif. Hier steht auch die Jahreszahl 1612. An der Schmalseite des Baues prangt endlich der wunderbar reiche Erker der „Ratslaube“, die den Ausgang in das Rathaus vermittelt. Sie stammt aus den Jahren 1565 und 1589. Endlich ragen über den ganzen Bau hoch empor die zwei Türme der Altstädter Kirche, die fast unmittelbar an das Rathaus stößt. Der eine der Türme mit der Kokokohaube ist der „Spielturm“ und gehört zum Rathaus auch insofern, als er der Stadt zu eigen ist; der andere Turm ragt mit seinem gotischen Helm hoch über ihn hinaus.

Und nun gilt es doch noch einen Blick auf dieses Bild, es mit wenigen Worten zu deuten. Was unsere Städte groß machte, war Handel und Industrie. In Lemgo traten besonders hervor die Wollenweber, die Leineweber und die „Kopplüdegilde“. In den Zeiten der Hanse hatten sie die Stadt reich gemacht. Freilich klagt 1602 das „Kaufmannsam“, „früher sei das Geld in Fässern nach Lemgo gebracht.“ Die Zeiten sind vorbei, aber Hamelmann, der 1556 von Bielefeld nach Lemgo als Pastor an St. Marien kam, staunte doch ob dem Stadtbilde, den neuen Häusern, der Wasserleitung und den Mauern der Stadt. Gerade zu seiner Zeit entstand ein ganz neuer, für jene Zeit auffälliger Geschäftsbetrieb in der Druckerei, die eine der ersten und zeitweise die alles beherrschende in Westfalen war. Hamelmann vergißt nicht zu bemerken, daß auch eine Papiermühle alsbald entstanden sei (Opp. Wasserbach S. 79 f.). Mochte der Zufluß des Geldes allmählich geringer werden, immer noch blühten Handel und Gewerbe. „Weit verbreitet war das Gefühl des Wohlstandes und leichter Nahrung“ (Gust. Frentag, Zeitalter der Reformation S. 226). Dagegen sprechen keineswegs die mehrfachen sozialen Unruhen der Bauern und Handwerker im Anfang des Jahrhunderts, die nicht so sehr Zeichen einer wirklichen Notlage als eines gesteigerten Begehrens in den niederen Schichten sind. Man sah vor Augen an der Schönheit und dem Schmuck der neuen Steinhäuser, was der Reichtum vermochte; man hörte von den ungeheuren Gold-

Schätzen, die von Amerika herüberflossen. Es ist das Zeitalter der großen Entdeckungen. Der Traum eines „Eldorado“ erfüllte die Gemüter. Es ist eine geheimnisvolle Unruhe in allem Volk, die recht gesehen nichts ist als die alte auri sacra fames, die dämonische Gier nach dem roten Golde. Nicht also schürte das Feuer der Unzufriedenheit der bittere Mangel, die drückende Not: die mögen eher stumpfe Willenlosigkeit zeitigen. Vielmehr ist die nahegerückte Möglichkeit, das goldene Ziel zu erreichen, die Ursache jener Unruhen (Hermelinck in Krügers Handbuch III, S. 17).

Und nun verband sich mit jenem Reichtum die neue Bildung des Humanismus. Auch sie fand in Lemgo bereiten Boden. Es ist eine lange Reihe gebildeter Männer, die Hamelmann aufzählt (Opp. Wasserbach, S. 243—248). Es sind Theologen — der Herforder Reformator Joh. Dreyer war ein Lemgoer —, Juristen, Mediziner, Schulmänner, aber auch Industrielle, wie Nevelin Möllenbeck, der die erste Papiermühle (1555) in Papierenbentrup erbaute (Opp. S. 247: in usum rei literariae extruxit molam chartaceam. Der alte Name des Papiers, das über Damaskus nach Europa kam, war charta damascena, Falkmann, Mitteilungen II, 1904, S. 1 ff.). Der Musiker Felix Gallius war nach Hamelmann der bedeutendste Meister seines Faches in Westfalen. Der gelehrte Alex. Einhorn — Hamelmann nennt ihn (Opp. S. 247) Alex. Kappersmedius — wurde kurländischer Generalsuperintendent und Verfasser der dortigen K.-D. Der Ratsherr Joh. Deterding hatte seinen Paulus so gelesen, daß er den Römerbrief auswendig wußte (Hamelmann, Opp. S. 1060), und der Bürgermeister Konrad Flörken war in den Kirchenvätern wie ein Theologe beschlagen.

Wie man aber in der Bürgerschaft über gelehrte Bildung dachte, das zeigt ein Blick auf die oben genannte Ratslaube des Rathauses. Die „sieben freien Künste“, die nach mittelalterlicher Ansicht, aber bis in die Reformationszeit hinein, als Grundlage aller höhern Bildung galten, sind an dieser Ratslaube dargestellt. Das Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) bedeutete das sprachliche Studium; das Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie) baute sich darauf auf. Es ist ein Zeugnis zugunsten dieser Bildung, wenn an

hervorragendster Stelle des Rathauses ihr also gehuldigt wurde. Die Stadt will damit kundtun, welchen Wert sie auf gediegene Bildung legt.

Auch auf leibliche Gesundheit legt sie Wert. Bekannt sind die Verwüstungen, die die Pest immer wieder anrichtete. Da ergriff der Rat Maßregeln, die in hygienischem Sinne wirken sollten, ob er das moderne Wort Hygiene auch kaum gekannt haben wird. Er berief Stadtärzte: als ein solcher wird u. a. Heinr. Weyer, Sohn des berühmten klevischen Hofarztes Joh. Weyer erwähnt (Binz, Bergische Zeitschr. 1885, Bd. 21, S. 167). Er gründete aber auch eine Apotheke im Rathause und schmückte sie mit steingehauenen Gestalten berühmter Ärzte. Darüber setzte er die Inschrift (aus Sirach 38): „Wenn du krank bist, so bitte den Herrn und laß ab von Sünden, so wird er dich gesund machen. Danach laß den Arzt kommen zu dir; denn der Höchste hat ihn geschaffen. Die Arznei kommt vom Herrn.“ Das war ein wohlbedachtes Wort nicht bloß mit seiner religiösen Ermahnung: es sollte auch dem mannigfachen Schwindel und Aberglauben wehren, der von altersher überliefert, damals so viele in die Hände der „Kälberärzte“ führte und noch heute nicht ausgestorben ist. So ist auch der Apotheken-erker ein Ton in dem Liede auf die neue Geistesbildung, das aus dem ganzen Rathause erklingt.

Der Ratserker aber schärfte endlich den Ratsherren das Gewissen mit Inschrift und allegorischen Gestalten, die auch ihrerseits beweisen, wie tief die Renaissance der Antike ins Volk gedrungen war. Dieser Erker mit dem Sitzungssaal des Rates stellt das Herz dar, von dem aus das lebendige Blut durch den Körper des öffentlichen Lebens der Stadt floß. Die städtische Verwaltung ist überall das Vorbild gewesen, nach dem die Staatsgewalt der Landesherrn sich bildete. „Die Territorien haben die Elemente des modernen Staates von den Städten übernommen, wo zum erstenmal der neuzeitliche Begriff einer res publica ausgebildet wurde“ (Hermelinck, Krüger a. a. D. III, S. 18).

Was die Stadt an ihrem Rathause darstellte, wirkte weiter und gab der vermögenden und tatkräftigen Bürgerschaft Anlaß zu gleichen künstlerischen Darstellungen in Stein- und Holz-

bildnerci. Bekannt ist die Darstellung des Wortes vom „Splitter und Balken“ (Matth. 7, 3) aus dem Jahre 1593 (vgl. Preuß, Bauliche Altertümer, S. 43). Die Inschrift darunter ist noch heute beherzigenswert:

Ater dante Deo livor ne proficit hilum,  
nil labor est illo sed retrahente manum.

Gott allein ist der Geber, der Neid nicht fördert ein Härchen;  
zieht Gott ab die Hand, unnütz ist all unser Tun.

Eine ähnliche Darstellung desselben Wortes findet sich in Sebastian Brandts Mythologia Aesopi, Basel 1501 (vgl. Drews, Der evangel. Geistliche, S. 20). Der Name eines Bildhauers in Lemgo ist überliefert. Es ist Georg Krosmann; von ihm rührt die schöne Umfassung des Taufsteins in der Altstädter Kirche her. —

Nur auf eine Stadt ist gewiesen, weil gerade sie das Juwel ihres Rathauses besitzt. Aber alle unsere westfälischen Städte, soweit sie noch alte Häuser besitzen, bezeugen einstimmig, daß jenes 16. Jahrhundert eine Zeit hoher Kultur war. In dem Reichtum ihrer Zierate, ihres Bildwerks, figürlicher Darstellungen, in reizenden Erkerbauten spricht sich noch heute nicht bloß gesicherte Lage, sondern auch Kunstverständnis, hohe Bildung aus; besonders reden die zahlreichen bis heute erhaltenen Inschriften von Lebensauffassung und Weltanschauung ihrer Erbauer, nicht selten von tapferm Bürgerinn und herzlicher Frömmigkeit.

Die Häuser aber, die schon äußerlich so geschmückt waren, enthielten in ihrem Innern sicher nicht weniger Zeugen der Kultur ihrer Bewohner. Der Hausrat, die Zimmereinrichtung jener Zeit, ist seiner Natur nach vergänglicher als das Haus selbst. Man muß heute schon Museen aufsuchen, um sich über ihn zu unterrichten. Mag er an Bequemlichkeit hinter heutigen Möbeln zurückstehen, an künstlerischer Eigenart und Schönheit steht er wahrlich nicht zurück.

Auf dem Gebiet der Malerei war freilich die Zeit der großen westfälischen Künstler vorüber. Soest war die große Kunststadt gewesen. Aber hier kam es zu einer Nachblüte von besonderer Art. Hier wirkte Heinrich Aldegrever (geb. 1502

in Paderborn, gest. in Soest um 1555), der einen der ersten Plätze innerhalb der Gruppe der „Kleinmeister“ einnimmt (Koch, Märk. Jubelschrift 1912, S. 818). Die Kleinmeister aber haben ihren Namen nicht von der Kleinheit ihrer Kunst, sondern ihrer Objekte, ihrer Bilder. Das sog. Uldegrever-Ornament hat den Namen des Künstlers in ganz Deutschland bis weit in den Osten und tief in den Süden bekannt gemacht (Schmitz, Soest S. 106). Hier sei auch die ihm befreundete Münsterische Malerfamilie vom Ring genannt (Schmitz, Münster S. 88 ff.).

Man wird nach diesen Stichproben den Kulturstand Westfalens um 1600 als einen hohen bezeichnen müssen. Der Humanismus hatte in weiten Kreisen Bildung verbreitet: die westfälischen Schulen standen in hohem Ansehen und wurden von weither besucht. Die Münsterische Domschule hatte schon im Anfang des Jahrhunderts Schüler aus Pommern wie vom Rhein her. Als dann ihr Ruhm erblich, trat an ihre Stelle das Dortmunder Archigymnasium, das seine Schüler bis aus dem Baltenlande bezog, aber sie auch wieder nach dort entsandte. Der Name ihres Rektors Lambach war ein heller Stern am Himmel. Die neue Bildung verschönte und schmückte das Leben. Der Hausbau verrät Kunstsinne und Freude an Schönheit; der Reichtum an künstlerischem Schmuck im Äußern der Häuser deutet auf reiche innere Ausstattung, auf deren geretteten Resten noch heute der Blick bewundernd ruht. Auch die Lebenshaltung muß dem entsprochen haben: wie sollte das nicht sein in einem Lande, dessen Kaufleute auf ihren weiten Handelsreisen Haltung und Sitte bei andern Völkern reichlich beobachten konnten! Das 16. Jahrhundert war für Westfalen eine Zeit hoher Kulturblüte.

Und nun denke man an den Einfluß der großen kirchlichen Bewegung, die dem Jahrhundert sein eigentlichsstes Gepräge gibt und die bestimmend auf deutschen Geist und Gemüt für alle Zeit eingewirkt hat. Möchte die durch sie bestimmte deutsche Kultur auch heute gegenüber dem Meer von Unkultur, das uns umwogt, standhalten und den Sieg erlangen, auf daß am „deutschen Wesen“ zu allererst die Deutschen selbst genesen.